

Rezension, 13.05.2006
© Dr. Sabine Schiffer

Jakubowicz, Josef (2005): *Auschwitz ist auch eine Stadt. Durch acht Lager in die Freiheit – ein Überlebender des Holocaust erzählt.* Nürnberg: Or-Tamid Verlag. 111 Seiten, ISBN 3-9809950-0-3.

In Auschwitz geboren und aufgewachsen vermittelt Josef Jakubowicz in seiner Autobiografie – genau wie der Titel sagt -, dass Auschwitz auch eine Stadt war, in der es vielfältiges – heute würde man sagen – multikulturelles Leben gab, und andererseits, dass das Arbeits- und Vernichtungslagersystem der Nazis weit über den Symbolbegriff „Auschwitz“ hinausreicht, wofür es letztlich zur Metapher geworden ist. *Auschwitz ist auch eine Stadt* ist eine eindruckliche und bedrückende Schilderung vom Schicksal eines jüdischen Jugendlichen, der insgesamt acht Arbeitslager überlebt hat. In stakkato-aneinandergereihten Sätzen erhält man Einblicke sowohl in den Alltag der Stadt Auschwitz vor und während des Zweiten Weltkriegs als auch den Leidensweg des Erzählers und seiner Familie und Bekannten – stellvertretend für so viele Schicksale.

Manchmal geraten die aufgezählten Fakten etwas kurz und verlangen nach weiteren Erklärungen. So ist von „den Juden und den Christen“, aber auch von „den Juden und den Polen“, von „den Polen und den Deutschen“ sowie von „den Juden und den Deutschen“ die Rede. Trotz des Hinweises auf eine deutsch-schlesische Herkunft von Jakubowicz' Familie wird nicht ganz deutlich, wie man sich neben der religiösen (und auch jüdisch-völkischen) Einordnung national selbst verortete. Das mag einem zunächst überflüssig erscheinen, aber im Verlauf der Erzählungen wird deutlich, dass gerade die Gruppenwahrnehmungen von entscheidender Bedeutung etwa beim Einmarsch von Nazi-Truppen in Auschwitz waren – zeigten doch dann einige ihre offensichtlich zuvor verdeckten „deutschen“ Affinitäten jetzt offen oder reagierten auch nur opportun auf die neuen Machthaber, indem man sich betont antisemitisch gab. „Deutsch und Jüdisch“ war ab diesem Zeitpunkt eindeutig als Gegensatzpaar definiert – die dabei zum Ausdruck kommende kategoriale Vermischung war schon lange vorher angelegt. Die religiöse Abgrenzung, die teils massiv von der katholischen Kirche forciert wurde, wird ja spätestens seit den sog. „Rassengesetzen“ von 1935 mit einer nationalen Abgrenzung gleichgesetzt.

Der Zeitzeuge beschreibt das Zusammenleben der verschiedenen Gruppen noch bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und auch den sensiblen Umgang etwa der Stadträte mit dem Bewusstsein um die eigene Markierung. So hat man trotz der zahlenmäßigen und auch wirtschaftlichen Dominanz jüdischer Mitbürger bewusst darauf verzichtet, den Bürgermeister zu stellen. In stiller Übereinkunft wurde immer ein christlicher Bürgermeister bestimmt – bei einem Bevölkerungsanteil von über zwei Dritteln jüdischer Stadtbewohner. Man wollte ganz bewusst nicht provozieren, obwohl und gerade weil allein die wirtschaftliche Vormachtstellung der zumeist jüdischen Firmenbesitzer dieses Gefühl hervorrufen konnte. Viele Nichtjuden arbeiteten bei jüdischen Arbeitgebern – und bei den im Haushalt Angestellten führte das u.a. dazu, dass die mitgebrachten eigenen Kinder Jiddisch sowie Teile jüdischer Kultur lernten.

Aus der heutigen Retrospektive sind genau diese Fakten ein erschreckendes Zeugnis dafür, wie fragil offensichtlich ein auch funktionierendes Zusammenleben verschiedener Menschengruppen ist, wenn eine von ihnen ständig markiert ist. Wie Lion Feuchtwangers analytischer Blick es ermittelte: Bei Juden wurden die gleichen Taten wie bei Nichtjuden anders bewertet und auch ein dezentes Auftreten konnte nicht garantieren, dass man nicht irgendwann doch zum Opfer von Hetze und Pogromen wurde. Antisemitismus äußert sich jedenfalls nicht erst im Auftreten solcher Pogrome, wie auch die teils widersprüchlichen Beobachtungen Jakobowicz' unter seinen Nachbarn belegen können. Gerade das letztendliche Scheitern auch des sensiblen Umgangs mit der eigenen markierten Wahrnehmung im Zusammenhang mit der Bürgermeisterregelung legt ein Zeugnis dafür ab, welches langfristige Potenzial in ausgrenzenden Intergruppendifferenzen angelegt ist.

Als Stellvertreter für seinen Vater wird auf Initiative der Mutter hin der erst 15-jährige Junge zu einem 18-jährigen Zwangsarbeiter. Hier liegt sowohl der Beginn seiner Leidensgeschichte als auch der Schlüssel zu seiner Errettung nach sechs Jahren und acht Lagern. Er erlebt Unmenschliches und dennoch auch in schwärzester Zeit wieder Menschlichkeit, sowohl von Mitgefangenen als auch von einzelnen Besatzern. Viele Zufälle und Glück, aber auch eine Fähigkeit zur Pragmatik ermöglichen Jakobowicz das knappe Überleben. So erkennt er seine Chance etwa in der Aneignung von Gold, das man anderen Gefangenen abgenommen hatte. Dies setzt er zu seinem eigenen gleichwie wie zum Nutzen anderer ein.

Sein Überlebenswille verlässt ihn nur selten, etwa als er von der Deportation seiner Familie erfährt – ein Jugendlicher, der von Zwangsarbeit und Folter betroffen ist. Die psychische Dimension seiner Erfahrungen scheint an der Stelle auf, als sein Name durch eine Nummer ersetzt wird. Kabbalistisch bedeutete seine Nummer, dass er überleben werde, aber natürlich konnte das kein ernstzunehmender Trost sein in einer Zeit, in der die schon lange angelegte Entmenschlichung der Juden im lange tradierten antisemitischen Diskurs so grausame Realität wurde, was mit ihnen noch eine ganze Reihe anderer ausgegrenzter „Nationen“ betraf, die Jakobowicz auch erwähnt.

Wenn man den Stammbaum der Familie Jakobowicz am Ende des Buches betrachtet, dann wird hier stellvertretend für die Zeit und ganz plastisch greifbar mit Namen und den Biografien, über die man zuvor erfahren hat, vor Augen geführt, welche Tragödie hier passiert ist, die sich weder in Zahlen noch eigentlich in Worten ausdrücken lässt.

Vielen, die die ritualisierte Holocaust-Erinnerung über haben, mag das Erscheinen des Buches ein weiteres Stöhnen entlocken. Das wäre schade, denn gerade weil sie ja keine Erinnerung haben können, ist der Bericht des inzwischen Achtzigjährigen eine unpräzise Schilderung dessen, was passieren kann, wenn man nicht rechtzeitig gegen Fehlentwicklungen aufsteht und auch dafür, dass das Urteil über die jeweilige Zeitsituation nicht einfach zu fällen ist - so wie im Nachhinein. Statt einer Anklageschrift verfasst der Autor einen Bericht, der – wenn auch literarisch auf einer ganz anderen Ebene – an die Schilderungen von Imre Kertész in seinem autobiografischen Roman *Tagebuch eines Schicksalslosen* erinnert. Kertész stellt das fast unspektakuläre Hineingeraten in eine Situation, aus der es kein Entrinnen mehr gibt, in den Vordergrund seiner Betrachtungen. Gerade das muss man sich vor Augen halten, denn dies ist die Lektion für die Zukunft – für die es ja noch kein sicheres Urteil gibt, im Gegensatz zu dem über die Verbrechen der Vergangenheit.

Man muss Josef Jakobowicz danken, dass er den sicher sehr schmerzlichen Prozess auf sich genommen hat, die Erinnerungen noch einmal lebendig werden zu lassen, die es uns ermöglichen, Geschichte besser zu verstehen und aus dieser Geschichte zu lernen. Diesen Dank möchte ich an dieser Stelle aussprechen – sicherlich stellvertretend für viele.